

Shoppinglust und Klassenkampf

Clara aus Bremen macht tagsüber eine Ausbildung zur Friseurin und arbeitet nachts in einem Stripklub an der Bar. Weil sie von 317 Euro im Monat zwar irgendwie überleben kann – aber sonst auch wirklich nichts

Von **Jan-Paul Koopmann**

Wenn sie 50 Stunden arbeitet, nennt Clara* das „eine ruhige Woche“. Und selbst die hat sie eher selten – in der Regel arbeitet sie noch mal rund zehn Stunden mehr: tags als Auszubildende im Friseursalon, nachts in einem Bremer Stripklub an der Bar.

Seit ein paar Monaten geht das so, weil ihr die Ausbildungsvergütung nicht reicht. Netto bleiben Clara 317 Euro im Monat, dazu ein bisschen Halbwaisenrente. „Man kann davon überleben“, sagt sie.

Ganz einfach war es nicht, die Zweitbeschäftigung unterm Rotlicht bei ihrem Ausbilder durchzukriegen – der führt immerhin einen hochpreisigen Salon mit gutem Ruf im wohlhabenden Bremer Stadtteil Schwachhausen. „Aber ich habe darauf bestanden“, sagt Clara, „die sind ja selbst verantwortlich für meine Situation.“ Immerhin arbeitet sie inzwischen nicht mehr in den Nächten, bevor es morgens in den Salon geht – das war der Kompromiss.

Mit Freizeit war es damit allerdings endgültig vorbei. „Ich habe keine“, sagt Clara – und

dass sie trotzdem glücklich ist. Im Moment jedenfalls. Zwischendurch hatte sie den Nachtjob auch mal für eine Weile geschmissen, weil sie es dann doch nicht ausgehalten hat.

Eine Alternative gäbe es schon: Clara könnte auch an ihren ausbildungsfreien Tagen im Friseursalon arbeiten. Da bekäme sie Mindestlohn anstelle der umgerechnet 1,90 Euro pro Stunde. Aber da macht das Selbstwertgefühl nicht mehr mit: „Es ist ja die gleiche Arbeit wie sonst – und plötzlich soll die sieben Euro mehr wert sein?“

Außerdem zahlt der Nachtclub ohnehin noch mal besser. Da bekommt Clara zehn Euro die Stunde – plus Trinkgeld. Und das kann auch schon mal üppig sein. Wenn Gäste die eh schon teuren Getränke für die Tänzerinnen kaufen, runden sie gern mal großzügig auf, weil sie sich in der Rolle gefallen.

Das ist überhaupt so eine Sache. Clara striipt zwar nicht selbst, aber es ist schon was anderes als herkömmliche Gastrojobs, so im kurzem Rock auf High Heels mit dieser Kundschaft umzugehen. Ob die übergriffig werden? Nee, sagt Clara, das sei in den normalen Bars, in denen sie schon als Schülerin gejobbt hat, sogar eher schlimmer.

Was sie nervt sind Männer, die mit ihr an der Theke über die Preise der Tänzerinnen schachern wollen. Das – und die Sorge, dass einer der Männer aus der Bar eines Tages in den Friseursalon spaziert, um seine Ehefrau nach dem Verwöhnprogramm mit Kopfmassage und neuen Strähnen abzuholen. Beide Arbeitgeber sind im hochpreisigen Segment unterwegs: Beide teuer, beide sauber – Luxus statt Schmuttel.

Clara selbst ist 20 Jahre alt, hat das Abi und ein Jahr soziale Arbeit im Ausland hinter sich. Sie spricht vier Sprachen. Schon die Friseurinnenlehre war ein ungewöhnlicher Schritt. Vielleicht will sie später noch mal studieren, aber: „Ich weiß nicht so richtig, was.“ Und statt dann doch irgendwann irgendwas abzubrechen, hat sie sich erst mal für die Ausbildung entschieden.

Ästhetik interessiert sie eh, vielleicht hängt sie noch Kosmetik dran, vielleicht auch nicht – Hauptsache keine halben Sachen. Außerdem, sagt sie, lerne sie mit ihren Jobs sicher mehr über das Leben als Leute, die mit Mitte/Ende 20 von der Uni kommen und dann merken, was in der Welt so vor sich geht.

Sehr eindeutig ist Clara auch, was ihren

Konsum angeht. Auf ihrem Konto geht das Geld vom Ausbilder rauf und die Miete runter, für größere Anschaffungen – „wie mein geliebtes iPhone 8 Plus“ – legt Clara grundsätzlich was zur Seite. Was dann noch übrig bleibt, rauscht so durch: für Dinge, die viele Menschen als Luxusgüter verstehen. Und darum geht es Clara auch: „Ich will nicht nein sagen müssen, wenn meine Freunde zusammen essen gehen“, sagt sie. Und auch nicht vorm Schaufenster stehen und ein schönes Oberteil nicht kaufen können.

Das ist die Frage: Ist es Luxus, in dieser Gesellschaft normal mitmachen zu wollen? Clara spricht auch von Gerechtigkeit. Von Mit-Azubis, die mit ihren 317 Euro klar kommen – weil sie noch bei ihren Eltern wohnen, die für alles aufkommen.

Shoppinglust und soziales Bewusstsein scheinen bei Clara kein Widerspruch zu sein. Auf die Frage, wie lange sie dieses Doppelleben ohne Freizeit noch durchziehen will, sagt sie nur, dass sie sich ja auch bei Ver.di engagiert: „Und wenn wir uns mit den 600 Euro fürs zweite Lehrjahr durchsetzen, dann höre ich an der Bar auf.“

**Name geändert*

Hannover-Messe in der vergangenen Woche: Fotografieroboter mit menschlichen Motiven (dem Vorstandsvorsitzenden seiner Mutterfirma sowie der Bundeskanzlerin und Staatsgästen aus Mexiko)
Foto: imago/Rüdiger Wölk



”

Vertreter eines wirtschaftlichen Liberalismus haben völlig falsche Vorstellungen davon, wo heutzutage das Leistungsprinzip verletzt wird: Ressourcenintensive Technologie führt ebenso zu leistungslosen Einkommen wie Immobilien in „guter Lage“ oder Konjunkturpakete für die Autoindustrie



Leistung soll sich lohnen

Die Automatisierung scheint unaufhaltsam voranzuschreiten, doch ihre Kehrseite ist die Ausbeutung von Rohstoffen. Die so entstandenen Einkommen sind ungerecht, weil ihnen keine Leistung entspricht – mit Marktwirtschaft hat das nichts zu tun

Von Oliver Richters und Andreas Siemoneit

Maschinen sind Menschen an Kraft schon lange überlegen. Mittlerweile übertreffen Sensoren und Roboterarme auch Sinne und Präzision des Menschen, und gegen Supercomputer kann kein Mensch mehr ein Schachspiel gewinnen. Busse fahren, Anträge bearbeiten, Musikstücke komponieren oder Partner vermitteln – die Ideen der Ingenieure und Informatikerinnen sowie die Fähigkeiten von Computern und Algorithmen scheinen unbegrenzt.

Doch während für einige ein technisches Utopia greifbar wird, fürchten andere zu Recht um ihre Arbeitsplätze. Entsprechend sind Forderungen nach einer allgemeinen Arbeitszeitverkürzung oder einem bedingungslosen Grundeinkommen populär: Lasst Maschinen die Arbeit machen, und lasst uns die Erträge dieses Utopia gerecht verteilen.

Aus dem Blick gerät die physische Seite dieser Entwicklung. Seit Beginn der Industrialisierung werden mit Hilfe von Technologie Rohstoffe verbraucht – vor allem, um sich Wettbewerbsvorteile zu verschaffen. Ein Bagger geht weit verschwenderischer mit Energie um als jeder schaufelnde Mensch. Diesel kostet einen guten Euro je Liter. Sein Energieinhalt entspricht rund 100 Stunden körperlicher Arbeit, für die man hierzulande mindestens 850 Euro bezahlen müsste.

Deshalb ist es so profitabel, menschliche Arbeit durch Ressourcenverbrauch zu ersetzen. Die Digitalisierung ist eine Weiterführung dieses Prozesses: Als der Weltklassenspieler Lee Sedol 2016 im Strategiespiel Go gegen die Software Alpha-Go antrat und verlor, verbrauchte der Supercomputer etwa 500.000 Watt.

Das Gehirn seines menschlichen Kontrahenten musste mit etwa 25 Watt auskommen: Schach matt.

In Marktwirtschaften werden die Mittel dort eingesetzt, wo das Verhältnis von Preis und Leistung am besten ist. Mit technischen Produkten und Dienstleistungen kann dieses Verhältnis massiv verbessert werden, indem der Brennwert von Erdöl, die Leitfähigkeit von Kupfer oder die Rechenfähigkeit eines Halbleiterchips genutzt und verkauft wird.

Man sollte die Ideen, Kreativität und Mühen hinter der Technik nicht gering schätzen, aber genauso wenig den damit verbundenen Ressourcenverbrauch übersehen. Wer Technik entwickelt und nutzt, steht einkommensmäßig gut da: Die meisten Softwareentwickler, Ingenieurinnen und Schrauber beim Daimler (und natürlich die Baggerführerinnen) haben kein Arbeitslosigkeitsproblem und müssen auch keinen zweiten Job nebenher machen, um über die Runden zu kommen. Ihr Einkommen bestimmt sich nicht nur nach ihrer persönlichen Leistung, sondern der Ressourcenverbrauch ihrer Arbeitsmittel sorgt für einen schönen Zuschlag. Zugleich werden die ökologischen Kosten der Ressourcennutzung auf die Allgemeinheit abgewälzt.

Für ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit ist diese Rolle von Technologie fatal. Die Bemühungen, den Ressourcenverbrauch zu reduzieren, scheitern verlässlich. Die „Klimakanzlerin“ hat die Klimaziele aufgegeben. Gleichzeitig versuchen Politiker verzweifelt, das Wegbrechen der Arbeitseinkommen zu verhindern – die negativen Auswirkungen von ausbleibendem Wirtschaftswachstum wären so verheerend, dass von einem Wachstumszwang gesprochen werden kann. Umverteilung ist unpopulär,

denn die Leistungsträgerinnen könne man ja nicht noch stärker belasten.

Das Leistungsprinzip ist eine wichtige Gerechtigkeitsnorm: Wer mehr leistet, soll auch Anspruch auf mehr Gegenleistung haben. Politik muss daher Leistungsgerechtigkeit sicherstellen.

Allerdings haben insbesondere Vertreter eines wirtschaftlichen Liberalismus völlig falsche Vorstellungen davon, wo heutzutage das Leistungsprinzip verletzt wird: Ressourcenintensive Technologie führt ebenso zu leistungslosen Einkommen wie Immobilien in „guter Lage“ oder Konjunkturpakete für die Autoindustrie. Leistungslose Einkommen (ökonomisch „Renten“ genannt) sind das Kennzeichen des Kapitalismus. Sie liegen immer dann vor, wenn Leistungen anderer, der Allgemeinheit oder der Natur ohne adäquate Gegenleistung angeeignet und verkauft werden.

Die Quellen leistungsloser Einkommen trockenlegen

Mit dem Leistungsprinzip als Ausgangspunkt bedeutet die Suche nach Gerechtigkeit: die Quellen leistungsloser Einkommen identifizieren und trockenlegen. Das wäre Marktwirtschaft statt Kapitalismus. Viele Sozialleistungen würden überflüssig, weil es wieder realistische Chancen gäbe, Einkommen mit „ehrlicher Arbeit“ zu erzielen. Der „natürliche“ Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital würde abgeschwächt, und die Sozialversicherungssysteme müssten nur noch jene mit Grundleistungen unterstützen, die aus persönlichen Gründen kein Einkommen erzielen können.

Damit lassen sich politische Auswege formulieren, die ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit nicht gegenein-

ander ausspielen müssen. Ein Modell heißt „Cap & Dividend“: Staat, EU oder UN verkaufen begrenzte Ressourcenlizenzen, und die Einnahmen daraus werden über ein „ökologisches Grundeinkommen“ an alle ausgeschüttet. Während das durch Einkommensteuern finanzierte bedingungslose Grundeinkommen dem Leistungsprinzip widerspricht, stellt dieses Konzept Leistungs-gerechtigkeit her, weil es die Ressourcenrenten fair an alle verteilt, und wer zusätzlich ressourcensparsam lebt, profitiert doppelt.

Ökonomische Ungleichheit würde an mehreren Stellen verringert. Technischer Fortschritt würde endlich nicht mehr vorrangig Arbeit durch Ressourcenverbrauch ersetzen, sondern vor allem die Ressourcenproduktivität erhöhen. Auch die „unvermeidliche“ Digitalisierung müsste sich daran messen lassen, inwiefern sie zum Ressourcensparen beiträgt – ein Schelm, wer skeptisch dabei wird.

Wenn man konsequent gegen verschiedene Formen leistungsloser Einkommen vorgeht und den Ressourcenverbrauch begrenzt, würde Politik strukturell einfacher und billiger: Verbräuche und Umweltschäden, die gar nicht erst entstehen, sind die beste Nachhaltigkeitspolitik.

In sozialer Hinsicht sieht es ähnlich aus. Anstatt durch Besteuerung, Subventionen und Sozialpolitik eine nachträgliche Umverteilung durchzusetzen, würde von vornherein die Gerechtigkeit der Markteinkommen verbessert und hohe Sockelarbeitslosigkeit verhindert. Dadurch würde auch der Wachstumszwang gelindert. Leistung würde sich wieder lohnen, anstatt als Floskel herzuhalten, um Reichtum und leistungslose Einkommen zu legitimieren. Eine echte Marktwirtschaft ist weder Realität noch Dystopie, sondern eine geniale gesellschaftliche Utopie.



Oliver Richters, 32, hat Physik studiert und promoviert in Volkswirtschaftslehre an der Universität Oldenburg. Er ist Mitglied des Instituts für zukunfts-fähige Ökonomien (ZOE) und publiziert auf www.wachstumszwang.de.



Andreas Siemoneit, 50, hat Physik und Wirtschaftsingenieurwesen studiert. Er arbeitet als Softwareentwickler und Berater in Berlin. Daneben ist er Geschäftsführer des Fördervereins Wachstumszwang.